

erwartet, wie wenigstens 40 bis 42 Pack- und Sackträger sich in die Reise-Effecten theilen und ihn mit seiner Begleiterin nach dem Hotel führen. Zwei baumstarke Kerle tragen einen leichten Nachtsack an einer schweren Stange über den Schultern, ein anderer fährt ein Etui und einen Sonnenschirm auf einem Schubkarren, an welchem ein oder zwei Gehülfen sich angespannt haben.

Voll von lächerlichen Darstellungen sind u. a. die »Fliegenden Blätter«, wozu freilich die erläuternden Unterschriften wesentlich gehören.

Selbst der Musik geht die Fähigkeit, Lachen zu erzeugen, nicht ganz ab. Mindestens erinnere ich mich, dass der Violin-virtuose Wasiliewski in einem Bekanntenkreise einmal ein Stück vortrug, wobei man nicht aus dem Lachen herauskam, indem dasselbe so zu sagen nach dem Princip der Sprünge junger Katzen verfasst war.

Beiläufig folgende Bemerkung über die Weise, wie der Körper auf den Eindruck des Lächerlichen gegenüber Eindrücken von entgegengesetzter Art reagirt. Das Lachen besteht in einem ruck- oder stossweisem Ausathmen, das Schluchzen in einem entsprechend ruckweisen Einathmen. Eine plötzliche Freude aber, die uns mit dem Eindrucke, dass ihre Ursache eine nachhaltige sei, begegnet, veranlasst uns nicht sowohl zum Lachen, als zu einem Verharren im stockenden Zustande der Ausathmung, wie ich finde, indem ich mir so eben vorstelle, dass ich das grosse Loos gewonnen, wogegen man bei einem plötzlichen Schrecken die Ursache des Schreckens mit stockendem Einathmen anstarrt. Gewahrt man dann plötzlich, dass man umsonst erschrocken ist, so löst sich der Schreck in Lachen auf, und springt hiermit der Zustand des Einathmens in einen Ruck des Ausathmens über.

XVIII. Vom Geschmack.

4) Begriffliches.

Es ist mit dem Begriffe des Geschmackes wie mit allen unsern Allgemeinbegriffen; man kann sie nicht fest einschnüren, oder sie weichen nach allen Seiten über das Schnürband hinaus; in der Regel aber bleibt doch ein gemeinsamer Kern. Und so bleibt für den Begriff des Geschmackes der gemeinsame Kern, dass er eine Einrichtung der Seele auf unmittelbares Gefallen oder Missfallen an dem und jenem ist, was nicht erst der Ueberlegung

bedarf, um ausgelöst zu werden. Man sieht einen Gegenstand und ohne zu wissen und zu fragen warum, gefällt oder missfällt er uns; das ist Geschmackssache. Und fragt doch jemand nach dem Warum, und weiss man nicht warum, so hält man es auch genug, zu sagen, es sei eben Geschmackssache.

Der Geschmack ist solchergestalt eine subjective Ergänzung zu den objectiven Bedingungen des Gefallens und Missfallens. Das Ding muss seine Eigenschaften haben, um gefallen oder missfallen zu können; aber wenn der Mensch nicht die dazu passende Einrichtung hat, gefällt oder missfällt es doch nicht; bei anderer Einrichtung kann dem Einen gefallen, was dem Andern missfällt, und so sprechen wir von einem verschiedenen Geschmack, je nachdem Verschiedenen Verschiedenes gefällt oder missfällt.

In sofern sich die Aesthetik mit Gegenständen und Verhältnissen unmittelbaren Gefallens und Missfallens beschäftigt, und schön oder unschön im weitesten Sinne überhaupt heisst, was die Eigenschaft hat unmittelbar zu gefallen oder zu missfallen, ist auch Geschmackslehre gleichbedeutend mit Aesthetik, ist der Geschmack ein Vermögen, von den Dingen so oder so angesprochen zu werden, und Sache des Geschmackes, etwas schön oder nicht schön zu finden. In sofern aber in einem engerm Sinne der Begriff des Aesthetischen und Schönen auf Gegenstände und Verhältnisse höheren Gefallens und Missfallens beschränkt wird, pflegt man auch den Begriff des Geschmackes in einem entsprechend engeren Sinne auf solche zu beziehen, und z. B. das Gefallen oder Missfallen an etwas Wohl- oder Uebelschmeckendem, trotz dem, dass der Ausdruck Geschmack daher entlehnt ist, nicht als Sache des Geschmackes im engerm Sinne zu rechnen, nennt also einen Gutschmecker desshalb noch nicht einen Mann von gutem Geschmack. Doch lassen sich manche, auf den Geschmack im engeren und höheren Sinne bezügliche, Verhältnisse nur um so handgreiflicher am niederen erläutern.

In sehr weiter Fassung wird der Begriff des Geschmackes wie der des Schönen oder Unschönen nicht bloß auf Gefallen und Missfallen an Verhältnissen der Aussenwelt, sondern auch der Innenwelt bezogen, und sagt man also wohl: es ist nicht nach meinem Geschmacke, mich viel mit Sorgen zu plagen, erst lange zu überlegen u. s. w.; in engerm Sinne aber bezieht man doch Geschmack eben wie auch schön und unschön nur auf Gefallen

und Missfallen an Dingen und Verhältnissen, die von der Aussenwelt her ihren Eindruck auf uns machen.

In sofern man Verstandes- und Gefühlsurtheile danach unterscheidet, dass man sich bei erstern der Gründe des Urtheiles bewusst ist, bei letztern nicht, gehören die Urtheile nach dem Geschmacke, ob etwas schön oder unschön sei, eben so wie die nach dem Gewissen, ob etwas recht oder unrecht sei, zu den Gefühlsurtheilen. Gründe zum Urtheile muss es freilich überall geben; aber sie können in einer inneren Einrichtung liegen, deren Wirkung, aber nicht deren Entstehung und Wirkungsweise man sich bewusst wird. Nun kann eine öftere verstandesmässige Ueberlegung der Ansprüche, welche die Dinge haben zu gefallen oder zu missfallen, selbst etwas zu der Einrichtung beitragen, vermöge deren sie uns nachher auch ohne Ueberlegung gefallen und missfallen; doch ist das nur eins der Bildungsmittel des Geschmackes, von welchen wir weiterhin zu sprechen haben werden. Wie er aber auch entstanden und gebildet sei, ist er anders gut gebildet, so ist er darum so ausserordentlich schätzbar, dass er das Resultat von tausend guten Gründen, die der Verstand finden lässt, auch ohne Suchen nach diesen Gründen unmittelbar giebt.

In sofern der Geschmack uns unmittelbar sagt, was schön und unschön, das Gewissen, was recht und unrecht ist, hat der Geschmack eine ähnliche Bedeutung für die Aesthetik, als das Gewissen für die Moral. Ob sie überall das objectiv Rechte sagen, ist bei beiden noch die Frage, um die es sich aber hier zunächst, wo wir nur erst mit begrifflichen Bestimmungen zu thun haben, nicht handelt.

Bisher sprachen wir nur vom Geschmack in subjectiver Beziehung; man wendet aber den Begriff des Geschmacks auch auf Gegenstände zur Bezeichnung der Weise, wie sie den subjectiven Geschmack ansprechen, an, so wenn man von einem bestimmten Geschmacke spricht, der in Bausachen, Möbeln, Kleidern herrscht.

Ueber Unterscheidungen, die man im Begriffe des Geschmackes machen kann, ist Folgendes zu sagen.

Die wichtigste Unterscheidung, welche zu machen, ist die zwischen einem guten und schlechten oder richtigen und unrichtigen Geschmack, je nachdem dem Menschen gefällt und missfällt, was ihm beziehentlich gefallen und missfallen soll oder das Gegentheil. Sofort erhebt sich die Frage nach dem Gesichts-

puncte dieses Sollens. Hierauf werden wir unten kommen; zunächst kann man sich an dem geläufigen Begriffe des Sollens genügen lassen.

Weiter kann man einen feineren und gröberem, höheren und niedrigerem, einseitigerem und vielseitigerem Geschmack und verschiedene Richtungen des Geschmackes unterscheiden, je nachdem der Mensch befähigter ist, von feineren oder gröberem, höheren oder niedrigerem, wenigerem oder mehrerem, so oder so beschaffenen Bestimmungen und Verhältnissen der Dinge ästhetisch afficirt zu werden.

Man kann nicht schlechthin sagen, dass ein feinerer und höherer Geschmack zugleich nothwendig ein richtigerer oder besserer sei; denn so oft auch die Bedingungen davon zusammentreffen, ist es doch nicht unbedingt der Fall. So hat der Ueberbildete oft einen feineren und höheren, doch darum noch nicht einen richtigeren oder besseren Geschmack, worauf weiterhin zurückzukommen. Um so weniger ist ein vielseitiger Geschmack nothwendig ein guter, da er vielmehr nach allen Seiten schlecht sein kann; indess ein zu grober, zu niedriger, zu einseitiger Geschmack freilich auch nicht gut ist.

Auch zwischen Feinheit und Höhe des Geschmackes findet keine nothwendige Bedingtheit statt. Es ist an sich nur Sache eines feinen aber nicht hohen Geschmackes, wenn jemand sich der feinen Ausführung eines Bildes, der feinen Modulationen eines Tonstückes so wie der Beziehungen zwischen dem Feinen, die man selbst fein nennt, erfreut; aber dabei kann es recht wohl sein, dass die Empfänglichkeit über das Einzelne der feinen Beziehungen nicht hinausreicht, bis zu den höchsten und letzten Beziehungen, welche durch das Ganze gehen und das Ganze verknüpfen, nicht aufsteigt, daher trotz der Feinheit der Empfindung zu keiner grossen Höhe gelangt; indess umgekehrt in der Empfänglichkeit für die Beziehungen grosser Massen, wie solche z. B. in Kunstwerken sog. hohen Stils zur Geltung kommen, zu grosser Höhe aufgestiegen, dafür aber an Feinheit der Empfindung im Einzelnen eingebüsst werden kann. Die Kunst kommt dieser Unterscheidung dadurch entgegen, dass Kunstwerke von feiner Ausführung im Allgemeinen nicht zugleich Werke hohen Stils und umgekehrt sind; und kann man auch nicht sagen, dass eine Ver-

einigung des Feinen und Hohen überhaupt unmöglich sei, so findet sie sich doch weder im Subject noch Object oft zusammen, und hat der Versuch ihrer Vereinigung sein Aber. Das gäbe Anlass, ins Weite abzuschweifen; aber wir wollten zunächst nur vom Begriffe des Geschmackes sprechen.

Während Geschmack allgemein gesprochen gut oder schlecht, fein oder grob sein kann, legt man doch jemand Geschmack scheinlich vielmehr in erstem als letztem Sinne bei, meint also, wenn man von jemand sagt, er habe Geschmack, dass er einen verhältnissmässig richtigen und feinen habe, braucht also in diesem engeren Sinne Geschmack gleichgeltend mit Geschmack wie er sein soll.

Die Bedeutung der Beiwörter geschmackvoll, geschmacklos hängt mit dieser engeren Bedeutung von Geschmack zusammen; dabei aber hat der Sprachgebrauch seine Launen. Man spricht von geschmacklosen Menschen als solchen, denen ein guter Geschmack fehlt, warum nicht auch von geschmackvollen als solchen, die ihn besitzen. Wir haben dafür überhaupt kein treffendes Beiwort; denn tactvoll bezieht sich mehr auf Benehmen als Empfinden.

Das Natur- und Kunstschöne ist vorzugsweise Gegenstand des höheren und feineren Geschmackes; doch wird Niemand eine Landschaft oder ein historisches Gemälde nach Hauptbeziehungen geschmackvoll oder geschmacklos nennen; wogegen Kleider, Möbeln, Decorationen, ganze Toiletten oder Zimmereinrichtungen freigebigst mit jenen Beiwörtern bedacht werden. Auch die Aufstellung eines Gemäldes oder einer Statue, die man selbst wohl schön, aber nicht geschmackvoll nennen möchte, in einer passenden oder unpassenden Umgebung kann als geschmackvoll oder geschmacklos gelten; indess immer wahr bleibt, dass die Beurtheilung des Gemäldes, der Statue als schön oder unschön nach dem unmittelbaren Eindrücke, den sie im Ganzen zu machen vermögen, Sache des Geschmackes bleibt. Die adjectivische Bedeutung in Bezug auf die Objecte des Gefallens und Missfallens folgt also der substantivischen in Bezug auf die Subjecte nicht bis zu den Gegenständen höheren Gefallens hinauf.

Hätte sich die Sprache systematisch ausgebildet, so würden die Beiwörter überall besser mit dem Hauptworte stimmen; aber

unsere Begriffe haben sich nicht so ausgebildet, und so konnte es auch nicht die Sprache.

Unter abgeschmackt versteht man den höchsten oder einen ganz offenkundigen Grad des Geschmacklosen, etwas, was von einem richtigen Geschmack ganz abfällt.

2) Streit des Geschmackes.

Es ist eine alte Rede, dass sich über den Geschmack nicht streiten lässt; indess streitet man doch darüber, ja über nichts mehr als über den Geschmack; es muss sich also doch darüber streiten lassen. Und nicht blos Einzelne streiten darüber, auch Nationen und Zeiten, oder wenn sie nicht darüber streiten, weil sie zu entlegen von einander sind, streiten doch die Richtungen ihres Geschmackes unter einander, indem sie gewöhnlich eben so abweichend von einander, als die Nationen und Zeiten entlegen von einander sind. Aber auch die einander in Zeit und Raum, wissenschaftlichen und religiösen Ansichten nahe stehen, die besten Freunde sonst in allen Dingen, pflegen doch noch über den Geschmack zu streiten. Und die Aesthetiker und Kunstrichter, die den Streit zu entscheiden hätten, streiten am meisten darüber, indem sie auch über die Gesichtspuncte und Gründe der Entscheidung streiten.

Fassen wir nun vor Allem einige besonders auffällige Beispiele streitenden Geschmackes rein thatsächlich ins Auge, theils um eine Ansicht von der Grösse der vorkommenden Geschmacksverschiedenheiten zu erwecken, theils Anknüpfungspuncte für spätere Erörterungen darin zu finden. Und zwar zuerst ein Beispiel aus dem Gebiete der Mode, einem Gebiete, welches zweifeln lassen könnte, dass der Geschmack sich überhaupt Regeln und Gesetzen fügt. Denn obwohl er sich selber in jeder neuen Mode eine neue Regel giebt, ist es doch nur, um der alten zu spotten und dem Spotte der spätern zu verfallen.

Wohl als das Geschmackloseste, was es giebt, erscheint uns jetzt eine Perücke und deren etwas spätere Vertreter, Puder, Zopf, Haarbeutel, die den Kopf selbst zu einer Art Perücke machten. Wie ganz anders aber stellte sich eine noch nicht zu lange vergangene Zeit dazu. Ich selbst habe noch alte Leute erzählen hören, welchen Eindruck der Armseligkeit, Unkultur, ja Rohheit

ihnen früher ein Kopf ohne Frisur und Zopf gemacht habe. Ein Mensch ohne das sahe nach gar nichts aus. Hier in Leipzig war mein Schwiegervater, Rathsbaumeister Volkmann, der erste, der es wagte, bei einer feierlichen Gelegenheit, seiner Doctordisputation nämlich, ohne Zopf zu erscheinen, und sein, mit ihm befreundeter Opponent, der nachher berühmt gewordene Philolog, Gottfried Hermann, sekundirte ihm in diesem Wagniss, dem er sich schwerlich allein gewachsen gefühlt hätte. Auch hätte es ihn beinahe den Eintritt in den Rath gekostet; denn einen Vater der Stadt ohne Zopf denken, hiess fast sich den Lenker eines Schiffes ohne Steuer denken. Doch waren Frisur und Zopf im Grunde nur schwache Nachklänge und letzte Ausläufer der einst weltbeherrschenden Perücke; durch diese und die zu ihr so zu sagen polare Schleppe aber wurden früher Eindrücke hervorgebracht, die uns fast bedauern lassen könnten dieser Stücke verlustig gegangen zu sein, von denen das eine die Würde des Menschen um eben so viel nach Oben erhöhte, als die andre nach Unten und rückwärts verlängerte. Wir sind damit um einen Quell erhabener Eindrücke ärmer geworden. In der That machte eine grossartige Alongeperücke in vorigen Jahrhunderten fraglos einen erhabenern Eindruck als der kölnische Dom, der eben deshalb, weil die Perücke einen so grossen machte, gar keinen machte, daher unvollendet blieb. Aber es ist auch kaum zu viel gesagt, dass sie früher einen grössern machte, als der kölnische Dom jetzt macht. So erinnere ich mich gelesen zu haben, dass ein Kind, als sein Vater Besuch von einem Rathsherrn erhielt, der eine ungeheure Perücke trug, nachher mit scheuer Ehrerbietung fragte, das sei doch wohl der liebe Gott gewesen. Es konnte also das höchste Wesen nicht ohne die grösste Perücke denken, und schloss nun umgekehrt von der grössten Perücke auf das höchste Wesen. So hatte die Ehrfurcht vor der Perücke schon in den jüngsten Gemüthern Wurzel gefasst.

Auch war es mit diesen Dingen nicht etwa wie mit dem heutigen Frack, den man eben so allgemein theoretisch verwirft, als noch vor Kurzem factisch in Gesellschaft trug, und selbst heute noch nicht ganz abzustreifen vermocht hat. Vielmehr galt der Geschmack an jenen Dingen für so massgebend, dass ihn selbst Vertreter des Geschmacks vertraten. Lese man, was ein Künstler, der selbst eine Analyse der Schönheit geschrieben hat und

solche jedenfalls nach dem Geschmacke seiner Zeit schrieb, Hogarth, darüber sagt. *)

»Die volle und lange Perücke hat, gleich der Mähne eines Löwen, etwas Edles in sich, und giebt dem Gesichte nicht nur ein ehrwürdiges sondern auch verständiges Ansehen . . . « und: »Die Richterröcke haben ein furchtbar ehrwürdiges Ansehen, welches ihnen die Grösse dessen, was an ihnen ist, giebt, und wenn die Schleppe gehalten wird, so geht eine ansehnliche wellenförmige Linie bis zu der Hand seines Schleppenträgers. Und wenn die Schleppe sachte niedergelegt wird, so fällt sie gemeiniglich in viele mannichfaltige Falten, welches wiederum das Auge beschäftigt und dessen Aufmerksamkeit auf sich ziehet.«

Man sieht, Hogarth fasste Perücke und Schleppe aus einem wahrhaft idealen Gesichtspuncte auf. Auch trat die Perücke aus diesem Gesichtspuncte in die Kunst ein. Als der Frack noch in grösserer Geltung war als jetzt, würde man sich doch selbst auf Familiengemälden, um so mehr in monumentaler Darstellung, gescheut haben, jemand im Frack darzustellen; man trug und trägt ihn noch so zu sagen in Widerspruch mit dem geltenden Geschmack. Hiegegen kann man behaupten, wie ich einer sachkundigen Darstellung entnehme, »dass es aus dem Zeitraum von den sechziger und siebziger Jahren des 17. Jahrhunderts bis ziemlich tief in das folgende hinein in keinem öffentlichen und Familien-Gemälde und vor keinem Titelblatt eines Buches ein männliches Porträt giebt, das nicht eine Perücke trüge; der Mann müsste denn in der Schlafmütze dargestellt sein, was auch vorkommt;« denn auch die Schlafmütze spielte damals als compendiöser Auszug aus der Perücke eine ganz andre Rolle als jetzt.

Nun denke man sich aber einmal, ein vornehmer Herr mit Perücke oder Frisur, breitschössigem Frack, blumiger Schössenweste, kurzen Scharlachhosen, grossen Schnallenschuhen, und an seiner Seite eine Dame mit hohem Kopfaufsätze, Schönplästerchen im Gesichte, Schnürcorset, Reifrock, hohen Absätzen, sei eines schönen Tages im alten Athen oder Rom auf dem Markte durch die Menge schreitend erschienen; was würde es da für einen Eindruck gemacht haben? Man meint vielleicht, es würde ein unaus-

*) Nach der Uebersetzung: »Zergliederung der Schönheit« durch Mylius. S. 42.

lösliches Gelächter entsanden sein. Das würde auf unserm Marke entstanden sein. Ich glaube vielmehr, es würde ein allgemeines Grausen entstanden sein, indem man etwa gemeint hätte, die Erscheinung zweier gespenstigen Götzen aus einer widervernünftigen Welt zu sehen, wie sie keine menschliche Phantasie, kein menschlicher Verstand ersinnen könnte. Doch mussten sich ehedem in dem für den Geschmack massgebenden Frankreich sogar die griechischen und römischen Könige, Helden und Senatoren gefallen lassen, in nur etwas gemilderten Trachten dieser Art auf dem Theater aufzutreten. So sehr verlangte sie der Geschmack, dass nicht einmal das damals allgemein geltende Princip der Nachahmung der Natur durch die Kunst dagegen aufkommen konnte, man vielmehr nur die nothwendige Idealisierung der Natur durch die Kunst darin sahe.

Nun sind unstreitig Kleidungsstücke, Modesachen überhaupt, nur niedre Gegenstände des Geschmackes. Aber zur Zeit, wo die Menschen Zopf und Perücke trugen, trugen so zu sagen alle, selbst die höchsten Gegenstände des Geschmackes, Zopf oder Perücke, woher eben die Ausdrücke Zopf- oder Perückengeschmack, Zopf- oder Perückenzeit. Und zur Zeit, wo das griechische Gewand und die römische Toga getragen wurden, stimmte auch Alles zu diesen Gewändern.

Hier haben wir also zwei Zeiten und Völker, die sich so zu sagen in Nichts, was den Geschmack anlangt, verstanden. Wie sich denn überhaupt Geschmacksverschiedenheiten niemals isolirt geltend machen, und alle Beispiele, die hier anzuführen, eigentlich einen grösseren Zusammenhang von solchen zu vertreten haben. Wenden wir uns damit von der Mode zur Kunst, doch begnügen uns mit kürzeren Hinweisen auf diess unendliche Feld.

Soll ich von Beispielen aus der bildenden Kunst sprechen. Denke man z. B. daran, wie der Geschmack an der Antike in dem frühen Mittelalter ganz verloren war, sich erst in der Zeit der sog. Renaissance erneute, nach manchen Schwankungen, inmitten deren Bernini mehr als die Alten galt, in Winckelmann so zu sagen eine neue Wiedergeburt feierte, wie die Canovasche Weichlichkeit und Prätension einen neuen Sieg über die Alten feierte, und der von Winckelmann vergötterte Apoll sich jetzt gefallen lassen muss, in zweiten Rang gestellt zu werden.

Unser musikalischer Geschmack ist weder der Geschmack

anderer Nationen, noch unser jetziger musikalischer Geschmack der Geschmack vergangener Zeiten, die Zukunftsmusik aber schon mit schmetternden Fanfaren da, den Sieg über den heutigen zu verkünden. Mag hier blos folgende Stelle aus einem historischen Aufsätze über Musik Platz finden, die mich selbst, der ich kein Musikverständiger bin, besonders interessirt hat. *)

»Dass im Harmonischen Vieles, was für unsre Vorfahren überraschende Gegensätze bildete, uns im Gegentheile wenig überrascht, vielmehr trivial dünkt, ist nicht auffallend. Aber dass dem Ohr eines Zeitalters Harmonieen-Verbindungen völlig falsch und unsinnig klingen, die dem Ohr einer andern Zeit schön und natürlich geklungen haben, diess ist doch eine räthselhafte Thatsache. Schon die grellen und unvorbereiteten Dissonanzen, die wir jetzt häufig für sehr wirkungsreich halten, haben vor 400 Jahren für ohrzerreissend gegolten. Mehr noch. Die schauerlichen Quartensolgen des Guido von Arezzo aus dem 11ten Jahrhundert widerstreben unserm Ohr so sehr, dass die äusserste Selbstüberwindung geübter Sänger dazu gehört, um solche Harmonie-Verbindungen nur überhaupt aus der Kehle zu bringen. Und doch müssen sie dem mittelalterlichen Ohre schön und naturgemäss geklungen haben! Sogar Hunde, welche moderne Terzen- und Sextengänge ruhig anhören, fangen jämmerlich zu heulen an, wenn man ihnen die barbarischen Quartengänge der Guidonischen Diaphonieen auf der Geige vorspielt! Diese historisch-constatirte Umstimmung des musikalischen Ohres ist in der That unbegreiflich.«

Hiezu zeigt der Verfasser, wie auch die Orchesterstimmung, das Tempo u. s. w. nach Ort und Zeit verändert worden sei.

Ohne mich weiter hiebei aufzuhalten, füge ich zu dem Beispiele aus der eigentlichen Musik ein solches aus der gefrorenen Musik, wie bekanntlich einer der Gebrüder Schlegel die Architektur nannte; ein Beispiel, was, wenn schon das vorige fast unglaublich erschien, noch unglaublicher erscheinen dürfte, indem sich unser architektonischer Geschmack darin geradezu auf den Kopf gestellt zeigt.

In unsrer wie der antiken Baukunst gilt es als selbstverständlich, dass Säulen, Stützen nur Theile eines Gebäudes zu tragen,

*) Augsb. allg. Zeit. 1852. Beil. zu No. 29. S. 458.

nicht aber, wie etwa die Beine den Leib eines Thieres, das ganze Gebäude sich aufzuladen haben, und als eben so selbstverständlich, dass sie sich vielmehr nach Oben als nach Unten verjüngen. In der That würde es uns als Sache eines völlig verkehrten Geschmacks erscheinen, ein Gebäude durch Säulen, Stützen ganz und gar über den Erdboden erhoben zu sehen, als scheute es sich das zu berühren, worauf es sich vielmehr ganz und gar zu gründen hat, und den dickern, mithin schwerern, Theil der Säulen, Stützen vielmehr nach Oben als nach Unten gekehrt zu sehen. Beide Absurditäten aber finden sich in der Baukunst Bencoolens auf der Insel Sumatra vereinigt, wie ich einer Reisebeschreibung entnehme. Hier nämlich ruht der Fussboden der Häuser nicht auf der Erde, sondern auf 8 Fuss hohen Stützen, so dass man unter dem Fussboden wie unter einer Decke weggehen kann, und diese Stützen sind sämmtlich oben dicker als unten. Dabei gelten dieselben den Einwohnern nicht etwa bloß als Gegenstände des Nutzens, sondern wirklich des Geschmacks, wie daraus hervorgeht, dass sie dieselben sauber bearbeiten und ihren obern Theil in ähnlicher Weise verzieren, als wir die Capitälern unsrer Säulen verzieren. Ihr Auge und Schönheitssinn oder Geschmack hat sich auf diese Verhältnisse ihrer Bauwerke eben so eingerichtet, wie unser Geschmack auf die bei uns vorkommenden Verhältnisse; und wenn wir über ihre stelfüssigen Häuser lachen, so werden ihnen dagegen unsre Häuser unstreitig vorkommen wie Geschöpfe, denen man die Beine abgeschnitten und die nun platt auf der Erde aufliegen.

Man fragt: wie erklärt sich eine solche Verirrung des Geschmacks? Sie wird sich nicht nur weiterhin (S. 259 f.) erklären, sondern auch als keine Verirrung rechtfertigen lassen; und eben deshalb, weil sie so instructiv ist, habe ich sie angeführt. Nun nur noch ein letztes Beispiel bezüglich der ästhetischen Auffassung der Natur.

Dass sich diese bei den Alten wesentlich anders stellte als bei uns, geht sehr einfach daraus hervor, dass sie bei ihrer übrigen so hoch entwickelten Kunst doch keine Landschaftsmalerei in demselben Sinne hatten als wir. Zwar wusste man lachende, blühende, wohl angebaute, an Abwechslung von Wald, Berg, Fluss reiche, Gegenden, insbesondere Strandgegenden von See und Meer, wohl zu schätzen, und baute sich vorzugsweise gern daran an, stellte sich aber noch in kein so sentimentales Verhält-

niss zur Natur, raffinirte noch nicht so in den Modulationen des ästhetischen Naturgenusses, machte noch keine Reisen in schöne Gegenden bloß um der Schönheit der Gegend willen. Der ästhetische Gesamteindruck der Landschaft stand, ohne rein sinnlich zu sein, dem sinnlichen unstreitig näher als bei uns, indess manche Einzelheiten der Natur, als namentlich Haine, Quellen, Flüsse, durch ihre mythologische Beziehung auch eine höhere ästhetische Bedeutung für die Alten gewonnen haben mochten als für uns.

Ganz besonders merkwürdig aber ist der Unterschied in der ästhetischen Auffassung erhabener und wild romantischer Gegenden zwischen dem Alterthum und der Jetztzeit. Für solche Gegenden, darf man sagen, ging dem Alterthum der Geschmack gänzlich ab; und wenn man jetzt scherzhaft von manchen Hunderacen sagt, sie seien um so schöner, je hässlicher sie sind, so würden die Alten ernsthaft von unserm Geschmack an derartigen Gegenden gesagt haben, sie dünken uns um so schöner, je hässlicher sie sind. Gegenden wie das Berner Oberland, das Chamounithal, die höhern Alpen überhaupt, gelten uns jetzt als Quell der erhabensten Reiseindrücke, ziehen jährlich eine Unzahl Reisender an, und wohl nirgends hört man eine solche Verschwendung überschwänglicher Ausrufungen in allen Sprachidiomen als da, wobei der Berliner und Leipziger sich nur deshalb scheel ansehen, weil keiner den Dialekt des Andern erhaben genug für die Erhabenheit der Scene findet, und jeder die erhabene Einsamkeit allein geniessen möchte. Das konnte man nun früher leicht haben, denn früher wurden solche Gegenden von allen Reisenden geflohen, die nicht genöthigt waren, ihren Weg hindurch zu nehmen, und liessen selbst in der Erinnerung nur den Eindruck eines Schreckbildes zurück. Und merkwürdigerweise stimmte in dieser Hinsicht der Geschmack der alten Griechen und Römer mit dem Geschmack unsrer Zopf- und Pertickenzeit vollkommen zusammen, worüber es belehrend ist, die Ausführungen von Friedländer im zweiten Theile seiner Darstellungen aus der Sittengeschichte Roms nachzulesen. Er führt Stellen aus älteren Reisebeschreibungen an, worin die Salzburger und Tyroler Alpen, die Schottischen Hochlande als aller Zier und Schönheit baare, mit den Märkischen Sandwüsten und der Lüneburger Haide unter dieselbe Kategorie und in demselben Satze zusammengestellt und den lieblichen lachenden Gegenden, an denen man sich allein zu erfreuen vermochte,

gegenübergestellt waren. Ja wie wenig stilmässig es noch im vorigen Jahrhundert war, sich um eine erhabene Alpennatur zu kümmern, beweist das Beispiel Klopstocks, des erhabenen Klopstock, der bei einem längern Aufenthalte in der Schweiz sie unbeachtet liegen liess.

Unter denselben Gesichtspunct traten bei den Alten Gegenenden wie die Campagna um Rom, die jetzt so beliebte landschaftliche Motive liefert. Den Alten hätte sie in ihrem jetzigen Zustande ausser dem Eindrucke einer landwirthschaftlichen auch den einer landschaftlichen Oede und Trostlosigkeit gemacht. Jetzt bedauern Künstler und Kunstfreunde schon im Voraus, dass nach der Besitzergreifung Roms durch die Piemontesen die Campagna der Culturirung über kurz oder lang entgegensieht und damit jener landschaftlichen Reize verlustig gehen wird; die Alten würden in diesem Bedauern nur ein Zeichen unsers verwilderten Geschmackes haben erblicken können, und uns vorgeworfen haben, dass wir, so viel wir auch von ihnen gelernt, doch den Barbaren noch nicht ganz ausgezogen hätten und unsere rohe Natur sich noch in unserm rohen Naturgeschmack äussere.

Genug der Beispiele, die ich mit Fleiss aus allen Gebieten entnommen habe, wo sich überhaupt Geschmack geltend machen kann, dem Gebiete der Mode, der Kunst und Natur. Ueberall sehen wir die Verschiedenheiten des Geschmackes so weit gehend, dass es denen, die an dem einen Extrem stehen, schwer fallen muss, die Möglichkeit des andern Extrems zu verstehen, ja fast daran zu glauben. Und welche Variationen des Geschmackes nun zwischen diesen Extremen. Es müsste von Interesse sein, wenn man Farben dazu hätte, diese unendliche Mannichfaltigkeit von Schattirungen des Geschmackes dem Auge auf einer Tafel im Zusammenhange darzustellen; nur möchte freilich dieses Gesamtgemälde des Geschmackes uns als das Geschmackloseste erscheinen, was es giebt.

Zu dieser grossen Verschiedenartigkeit des Geschmackes kommt nun noch, um diess hier mit zu berühren, eine eben so grosse Unsicherheit des Geschmackes. Sehe man die Besucher eines Kunstmuseums oder einer Kunstausstellung an, finden sich nicht die meisten in grosser Verlegenheit, ob ihnen diess und das gefallen soll oder nicht. Zwar in Bezug auf alte bekannte Meister und Bilder findet eine solche Unentschiedenheit nicht statt; jeder

weiss, dass ihm Raphael, Michel Angelo, Tizian, Albrecht Dürer, die niederländischen Genrebilder gefallen müssen, von heutigen Malern über Alles Cornelius; weiss man aber erst, was gefallen soll, und dazu sind die Kenner da, es uns zu sagen, so fängt es auch alsbald an, uns wirklich zu gefallen, denn der meiste Geschmack ist wie der meiste Glaube ein eingepflanzter, octroyirter; wir kommen darauf unten. Und so sind die meisten Geschmacksurtheile in Kunstsachen nur Nachurtheile nach den Urtheilen, oft Vorurtheilen, weniger Kenner, von welchen grössere oder kleinere Gesellschaftskreise beherrscht werden. Aber in Bezug auf Bilder von neuen oder unbekannten Meistern fehlt der Anhalt des Namens und leider hat man, wenn man rathlos vor dem neuen Bilde steht, nicht immer gerade einen Kenner vor sich oder hinter sich, dessen Urtheil man belauschen könnte. Auch das Urtheil der Kenner aber wird unsicher, wenn der Name unsicher wird. Wurde doch noch neuerlich an einem berühmten Bilde das Beispiel erlebt, dass, als sein Meister aus einem bekannten zu einem unbekanntem wurde, der früher einstimmige Geschmack aller Kenner daran ganz in Verwirrung gerieth, und manche von da an sich ganz von der Bewunderung des Bildes lossagten.

Woher nun, kann man fragen, diese grosse Verschiedenheit des Geschmackes einerseits und Unentschiedenheit anderseits, die sich in das Feld des Geschmackes theilen? Das Schöne soll doch eine absolute Geltung haben, warum macht es sie nicht geltend? es soll einen Zauber auf die Menschen üben; warum versagt so oft dieser Zauber? Und was entscheidet endlich den Streit des Geschmackes und hebt die Unsicherheit? Ist denn jeder Geschmack gleichwerthig, und giebt es überhaupt keine massgebenden Gesichtspuncte, einen besseren von einem schlechteren zu unterscheiden? Das scheint man in der That damit sagen zu wollen, wenn man sagt: über den Geschmack lässt sich nicht streiten; man will damit sagen: der Streit lässt sich nicht entscheiden.

Was nun die Erklärung der Geschmacksverschiedenheiten anlangt, so kann man sich dabei auf einen verschieden hohen Standpunct stellen. Um den höchstmöglichen einzunehmen, kann man sagen: Die ganze Entwicklung des menschlichen Geistes steht unter dem Einflusse einer Idee, und zwar in höchster und letzter Instanz der göttlichen oder absoluten Idee, und alle Verschiedenheiten des Geschmackes sind blos sich ergänzende und fodernde,

einander ablösende und in einander aufhebende Momente, Glieder, Stufen, in welchen die höchste Geschmacksidee sich auswirkt, entfaltet, zur Erscheinung kommt, ohne sich in einer einzigen Erscheinungsweise erschöpfen zu können. Jede niedere Stufe aber hat sich in einer höhern, als deren Vorbedingung und Vorstufe sie anzusehen ist, aufzuheben, die Gesamtheit aller Stufen natürlich endlich in derjenigen, die sich in dem jeweiligen Vertreter der höchsten Idee als solche manifestirt hat. Da wir nun durch Schelling, Hegel und ihre Nachfolger von den Potenzen, Stufen, Selbstaufhebungen genau unterrichtet sind, welche die Idee durchzumachen hat, um sich zur höchsten zu erfüllen; so hat dieser Weg keine andre Schwierigkeit, als die Erfahrung in das dadurch vorgezeichnete Schema unterzubringen, und, wenn sie sich nicht unterbringen lassen will, das Schema aus philosophischer Machtvollkommenheit danach abzuändern. Damit ist dann aber auch eine absolute Einsicht in die Entstehung aller Geschmacksverschiedenheiten erzeugt. Wobei nur zu bedauern ist, dass diese Einsicht durch den etwas mystischen Charakter der absoluten Idee erschwert wird, daher immer nur das Eigenthum einiger Philosophen bleiben wird, die der Idee und sich selbst eine gemeine Klarheit nicht zumuthen.

Auf einen beträchtlich niedrigern aber darum dem gemeinen Menschenverstande zugänglicheren Standpunct stellt man sich, wenn man sagt: die Verschiedenheiten des Geschmacks hängen einerseits von der angeborenen Verschiedenheit der Menschennatur, anderseits der Verschiedenheit der Umstände, unter welchen die Menschen erwachsen, und der verschiedenen Weise, wie sie erzogen werden, ab, und hängen ihren allgemeineren Richtungen nach mit Verschiedenheiten der ganzen geistigen Cultur zusammen. Diese kann man dann in grossen Zügen nach ihren durch ganze Völker und Zeiten greifenden Momenten pragmatisch verfolgen, und zeigen, wie sich die Entwicklung der einzelnen Geschmacksverschiedenheiten darein ein- und unterordnet. Immer noch eine hohe und schöne Aufgabe, hinsichtlich deren Ausführung auf die Cultur- und Kunstgeschichten zu verweisen ist.

Man kann nun aber endlich auch nach den letzten psychologischen Hebeln fragen, durch welche der Geschmack jedes Einzelnen seine Richtung empfängt, und welche bei den Geschmacksverschiedenheiten ganzer Zeiten und Völker nur in

grossen Massstabe und Zusammenhange in Wirkung treten; und da man in den Cultur- und Kunstgeschichten sich nicht leicht bis zu ihrer Betrachtung herablässt, so will ich, anstatt das zu wiederholen, was man da finden kann, weiterhin mit einigen Betrachtungen auf diese letzten Hebel eingehen.

Mit den subjectiven Ursachen der Geschmacksverschiedenheiten begegnet sich die objective, dass die Gegenstände des Geschmacks im Allgemeinen der Auffassung verschiedene Seiten darbieten. Nun wird je nach Anlage, Lebensverhältnissen, Erziehung die Aufmerksamkeit des Einen mehr von dieser, des Andern von jener Seite angesprochen, und je nachdem es eine mehr wohlgefällige oder missfällige ist, wird sein Gefallen oder Missfallen am ganzen Gegenstande vorwiegend dadurch bestimmt. So achtet der Eine bei einem Bilde fast nur auf die Composition, und das Bild gefällt ihm, wenn es hierin genügt, wie auch das Colorit beschaffen sei; bei einem Andern wird umgekehrt das Gefallen hauptsächlich durch die Verhältnisse des Colorits bestimmt; der Eine achtet mehr auf die Beschaffenheit des Inhaltes, der Andre mehr auf die Form, in der er sich ausprägt, u. s. w. Kurz die Verschiedenheit des Geschmacks hängt zum Theil mit der Einseitigkeit desselben zusammen, sofern diese verschiedene Richtungen nehmen kann.

Was die Entscheidung zwischen dem streitenden Geschmack anlangt, so fragt sich vor Allem, wer soll Richter sein? Das Gefühl? Aber der Streit des Geschmacks ist eben ein Streit des Gefühls; kann also nicht durch das Gefühl entschieden werden. Der Verstand? Wohl, gelingt es ihm Kriterien anzugeben, nach denen etwas schön ist, so wird es einfach sein, den Geschmack zu rechtfertigen oder zu verwerfen, je nachdem er es auch schön oder nicht schön erscheinen lässt, d. h. unmittelbar gefallen oder nicht gefallen macht. Aber leider sind diese Kriterien zwischen den Aesthetikern so streitig, so schwankend, unbestimmt oder schweben in solcher philosophischen Höhe, dass man die Perücke und Schleppe so gut danach rechtfertigen kann als das griechische Gewand; man braucht blos das Princip danach zu wählen und zu wenden.—Wir ziehen doch sonst in der Regel das Fliessende, Geschwungene dem geradlinig Steifen ästhetisch vor; Hogarth hat sogar geradezu die Linie der Schönheit für wellenförmig, Winckelmann für elliptisch, Herder für schwebend zwi-

schen Geradem und Krummem erklärt, und wie oft hört man heute noch eine Figur wegen des schönen Flusses ihrer Formen preisen. Die Perücke scheint wie gemacht, alle diese Foderungen in Eins zu erfüllen, und nehmen wir noch das Herbart-Zimmermann'sche Princip hinzu, wonach das Grosse neben dem Kleinen gefällt, so werden wir in der grössten Perücke die vollendetste Schönheit zu sehen haben. Warum verwerfen wir nun doch die Perücke und ziehen sogar den steifen Hut trotz Allem, was wir daran auszusetzen finden, immer noch der halb welligen, halb elliptischen, in ihrem Lockenfall das Gerade und Krumme verschmelzenden, kurz den schönsten Fluss der Formen darbietenden Perücke vor. — Nach Manchen ist Schönheit die göttliche, im Irdischen sich ausprechende, sinnlich erscheinende Idee, und die Aufgabe der Kunst als Darstellerin des Schönen das Ideale. Aber Kröte und Spinne sind doch auch göttliche Geschöpfe, warum gefallen und sollen sie uns weniger gefallen als Lilie und Rose; und warum sollte die Perücke als grandioser Mantel um das Haupt weniger ideal sein als der bei idealen Darstellungen so viel mehr geschätzte Mantel um die Schultern. Ist doch die Perücke nur ein idealisirtes Haar. — Wieder nach Manchen ist das Schöne das, was aus einem freien Spiele der Phantasie hervorgeht und solches anzuregen vermag. Wer aber wird in Abrede stellen, dass sich ein viel freieres Spiel der Phantasie in den alten Frisuren, thurmartigen und gartenartigen Kopfputzen als in unserer heutigen Haartracht zu äussern vermochte; und dass überhaupt die Tracht des Zeitalters Ludwigs XIV. und XV. in dieser Hinsicht der geschmackvollsten heutigen und vollends antiken Tracht weit voranstand, welche die Phantasie auf den ganz bestimmten Weg der Angemessenheit und Zweckmässigkeit beschränkte. — Nach Manchen soll das Schöne die Idee und die Gesetze des Organischen nur in reinster Ausprägung darstellen, die Gestalt der Säulen, die ganzen Verhältnisse der Bauwerke, ihre über den dienstbaren Zweck übergreifende Schönheit nur der Erinnerung an die organischen Bauwerke verdanken. Nun ist es aber Gesetz aller höheren organischen Bauwerke, ganz auf einem säulenförmigen Unterbau zu ruhen, und alle organischen Tragsäulen sind oben dicker als unten; warum wollen wir es doch nicht bei den Bencoolen'schen Bauwerken gelten lassen. — Wir finden die Quinten- und Quartfolgen des Huchald und Guido von Arezzo und vollends die Musik der Neger

und Chinesen abscheulich; aber können wir Verirrungen des Geschmacks darin sehen, da wir es vielmehr sind, die von ihrem durch die Natur selbst angebahnten Geschmacke erst später abgewichen sind. — Uns erscheinen die unfruchtbarsten Gletschergegenden als das Erhabenste, was es giebt, den Alten erschienen sie als das Oedeste, was es giebt. Aber da wir sonst Muster des Geschmacks in den Alten sehen, Winckelmann sogar einen Glaubensartikel daraus gemacht hat, was lässt uns hier eine Ausnahme davon machen. — Kurz kein Princip will recht Stich halten, weder das der an sich schönen Formen, noch der Idee, noch der Phantasie, noch der organischen Gestaltung, noch der Naturgemässheit, noch des Glaubens an die absolute Vortrefflichkeit des antiken Geschmackes. Will man noch mehr Principe, so liesse sich das der Vollkommenheit der sinnlichen Erscheinung, das des interesselosen Gefallens oder der Zweckmässigkeit ohne Zweck, und wohl noch andre zur Sprache bringen; doch hat man mit Vorigem wohl schon mehr als genug.

Nun ist freilich die Weise, wie ich alle jene Principe zur Sprache brachte, höchst oberflächlich; und konnte es nicht anders sein, weil ein schärferes und tieferes Eingehen auch ein weiteres Zurückgehen, als hier am Platze war, gefodert haben würde; und so kann es keinem Vertreter irgend eines dieser Principe schwer fallen, mich von dieser Oberflächlichkeit zu überführen, und sein Princip so zu wenden oder auszulegen, dass die Perücke, die Quarten- und Quintenfolgen, der Bencoolensche Baugeschmack, u. s. w. wirklich danach verwerflich erscheinen, und Alles, was im heutigen Geschmack und insbesondere Geschmack des Vertreters des betreffenden Principis ist, wirklich danach schön erscheint; nur dass es leider eben bloß auf eine geschickte Wendung und Auslegung ankommt, um den Geschmack irgend welcher Zeit danach zu rechtfertigen oder zu verwerfen, und die Wendung und Auslegung immer vielmehr nach dem vorhandenen Geschmack als umgekehrt sich richten wird. Wir haben das bei Hogarth gesehen und können es bei den Geschmacksrichtern aller Zeiten sehen.

Ich bin nun auch kein ästhetischer Heiland, diesen Zustand der Dinge zu heben; bin vielmehr selbst der Ansicht, dass sich überhaupt kein Princip aufstellen lässt, was uns in den Stand setzt, den Streit des Geschmacks in allen Fällen zu entscheiden, aber doch eins, was den Gesichtspunct, aus welchem der Streit

zu führen ist, klar genug bezeichnet, und in nicht zu verwickelten Fällen wirklich, wenn auch nur mit mehr oder weniger Sicherheit, zur Entscheidung führt. Hierauf aber wird erst (S. 256) einzugehen sein, nachdem wir die verschiedenen Bildungsmittel des Geschmacks, worin zugleich die Gründe seiner Verschiedenheit liegen, in Betracht gezogen haben.

3) Anlage, Bildung des Geschmacks.

Der Geschmack des Menschen ist seiner Anlage nach angeboren, seiner Ausbildung nach geworden, und die Weise dieses Werdens zwar durch die ursprüngliche Anlage mit bestimmt, aber keineswegs allein bestimmt. Kurz gesagt ist der Geschmack das Product der ursprünglichen Anlage und erziehender Einflüsse, und nach der Verschiedenheit beider fällt der Geschmack verschieden aus.

Nach angeborener Einrichtung werden alle Menschen in ziemlich übereinstimmender Weise von den einfachsten sinnlichen Anregungen und einfachsten Beziehungen des Sinnlichen afficirt. So ziemlich jedem Kinde behagt ein süsser Geschmack, jedem rohen Volke gefällt Roth unter allen Farben am besten, dem ungebildetsten Auge wird eine symmetrische Figur mehr gefallen als ein unregelmässiges Gewirr von Zügen. Auf dieser gemeinsamen Grundlage aber findet der Geschmack schon angeborenerweise innere Bedingungen einer verschiedenen Feinheit, Höhe und Richtung der Entwicklung. Die Frau ist durchschnittlich auf einen feinern doch minder hohen Geschmack angelegt als der Mann, der Europäer auf einen feinern wie höhern als der Neger, der Franzose und Italiener auf eine andre Richtung des Geschmacks als der Deutsche und Engländer. Zwar sind auch die erziehenden Einflüsse nach Verschiedenheit des Geschlechtes, der Race und Nationalität im Allgemeinen verschieden, haben sich aber, insoweit die Völker sich selbst erziehen, zum Theil selbst erst aus einer verschiedenen angeborenen Anlage herausgebildet, indess in den Einflüssen der Naturumgebung Momente liegen, welche gemeinsam auf die Anlage und die Erziehung Einfluss gewinnen.

So wichtig die angeborene Anlage als Ausgang weiterer Entwicklung ist, so wird doch leicht zu viel darauf gegeben, indem der Geschmack wie das Gewissen gar leicht als etwas dem Menschen von vorn herein fertig Mitgegebenes oder vermittelungslos aus dem

Unbewusstsein des Kindes heraus sich Entwickelndes, und ein guter Geschmack nur als eine besonders glückliche Mitgabe angesehen wird. In der That aber wird der Geschmack überall erst durch die Erziehung fertig und kann bei gleicher angeborener Anlage nach Verschiedenheit der erziehenden Einflüsse noch in Güte, Höhe, Feinheit, Richtung sehr verschieden ausfallen.

Die Erziehungsmittel des Geschmackes sind schwer unter einen allgemeinen Gesichtspunct zu bringen, können aber, wie die des Menschen überhaupt, etwa unter folgenden Kategorieen betrachtet werden, die sich zwar nicht überall, doch bis zu gewissen Gränzen, auseinanderhalten lassen.

- 1) Uebertragung von Andern.
- 2) Eigene Ueberlegung.
- 3) Gewöhnung und Abstumpfung.
- 4) Uebung.
- 5) Association.

Beschränken wir uns in Betracht derselben auf Hauptgesichtspuncte, indess die Psychologie tiefer, die Erziehungslehre, Culturgeschichte, Ethnologie weiter darein einzugehen haben, als hier geschehen wird.

Erstens. Thatsache ist, dass das ausgesprochene Gefallen oder Missfallen Anderer unser eigenes Gefallen und Missfallen mit zu bestimmen oder selbst von vorn herein zu bestimmen vermag, um so leichter, je weniger wir schon von anderer Seite her bestimmt sind, und je bestimmendere Kraft dem Andern auf uns beiwohnt. So geht der Geschmack von den Aeltern auf die Kinder über, so lange bis deren eigenes Urtheil erstarkt, so steht der Geschmack in Kunstschulen unter dem Einflusse der Lehrer und Genossen; und wenn ein Geschmack in gewisser Beziehung eine ganze Zeit, ein ganzes Volk beherrscht, so wird die Uebertragung mit der Gewöhnung immer den hauptsächlichsten Antheil daran haben.

Die Uebertragung kann theils dadurch zu Stande kommen, dass Gründe des Gefallens oder Missfallens von Andern geltend gemacht werden, welche nur der Hervorhebung bedürfen, um ihren Erfolg zu haben, kurz durch Belehrung; theils dadurch, dass das Gefallen oder Missfallen Anderer durch seine Aeusserung selbst sich in uns überpflanzt, indem es eine Art geistige Ansteckung bewirkt, welcher die passive oder noch indifferente Natur am leicht-

testen, namentlich Seitens derer unterliegt, denen sie sonst gewohnt ist sich unterzuordnen. Der psychologische Grund dieser Uebertragung mag noch der Erklärung und Klärung bedürfen; als factisch ist sie jedenfalls anzuerkennen. Man kann meinen, dass ein ursprünglich eingeborener Nachahmungstrieb sich von Handlungen auf Gefühle erstreckt, und demgemäss die Lust und Unlust, welche Andre beim Anblick von dem und jenem äussern, unsre eigene Lust und Unlust beim Anblick desselben hervorlockt, oder auch in Rücksicht ziehen, ohne dass ich darin den einzigen Grund sehen möchte, dass, wenn man erst weiss, was gefallen soll, und darin hält man sich an die, welche man für klüger hält, so lange man sich selbst nicht klug genug findet, das Gefallen sich leicht aus keinem andern Grunde einfindet, als dass überhaupt, was sein soll, uns gefällt. Jeder schätzt einen guten Geschmack als einen Vorzug, den er haben sollte, und so erweckt auch das Streben, sich diesen Vorzug anzueignen, eine unwillkürliche Stimmung in dieser Richtung. Uebrigens steht einem jeden frei, den Wunsch nach einer gründlicheren Aufklärung zu erfüllen.

Zweitens. Nicht minder als fremde Belehrung kann wiederholte eigene Ueberlegung uns die wohlgefällige oder missfällige Bedeutung von Dingen geläufig genug machen, um fortan unmittelbar Gefallen oder Missfallen daran zu finden. Statt von Andern darauf eingerichtet zu werden, können wir uns selbst darauf einrichten. So sehen wir den Geschmack des Kunstkenners und philosophischen Aesthetikers häufig vielmehr von ihren Kunstprincipien aus als umgekehrt bestimmt.

Drittens. Vermöge der sog. Gewöhnung kann der Mensch das, was ihm anfangs missfiel, nach dauernder oder oft wiederholter Einwirkung sich wie man sagt gefallen lassen oder gar positives Gefallen daran finden, und was ihm anfangs gefiel, ohne dass er es doch zum Wohlbefinden brauchte, endlich dazu fodern und brauchen, aber auch selbst den Wegfall des an sich Gleichgültigen nach eingetretener Gewöhnung daran mit Unlust spüren. Es ist das eine Art innerer Anpassung des Organismus an einen Reiz, die durch die Wirkung des Reizes selbst allmählig hervorerufen wird.

Es compliciren sich aber die Gesetze der Gewöhnung mit denen der Abstumpfung, Uebersättigung, Ueberreizung

und kommen zum Theil damit in Conflict. Nach Massgabe als ein Eindruck stärker ist und öfter wiederkehrt, stumpft sich seine Wirkung ab, und jeder Reiz kann so weit gesteigert und so oft wiederholt werden, dass die Gränzen, innerhalb deren eine Anpassung an ihn in obigem Sinne bestehen kann, überschritten werden. Daher ist die Gewöhnung an Lustreize doch im Allgemeinen nicht mit Steigerung ihrer Lustwirkung verbunden, und giebt sich mehr durch die Unlust bei ihrem Wegfall als die Lust bei ihrer Einwirkung auf das abgestumpfte Gefühl zu erkennen; daher hängt man in gewisser Weise an Gewohnheiten und möchte doch auch wieder aus den Gränzen des Gewohnten heraus neu angeregt sein; daher kann durch zu starke und oft wiederholte Eindrücke auch Ueberdruss, Uebersättigung, Ueberreizung, Lähmung entstehen. Hieraus gehen sehr mannichfaltige Verhältnisse hervor, die zu verfolgen weit führen würde; es konnte aber hier genügen, an die allgemeinsten Gesichtspuncte, denen sie sich unterordnen, erinnert zu haben.

Nun greifen durch jede Zeit, jedes Land, jeden Stand, jedes Geschlecht und Alter andre Umstände, Verhältnisse dauernd oder in bestimmter Wiederholung durch; und geben dadurch auch zu andern Richtungen der Gewöhnung und hiermit andern Bestimmungen des Geschmackes, so weit er von der Gewöhnung abhängt, Anlass.

Viertens. Dass von den einfachsten sinnlichen Reizen alle Menschen angeborener Weise wenn nicht in ganz gleicher, doch ziemlich gleicher Weise angesprochen werden, ist oben erinnert worden. Nach Massgabe aber als der Reiz niederer und gröberer Eindrücke durch wiederholte Beschäftigung damit sich abstumpft, tritt bei Denen, die überhaupt für feinere und höhere Eindrücke empfänglich sind, auch das Bedürfniss einer Beschäftigung mit solchen ein, so dass allmählig immer feinere Bestimmungen und höhere Beziehungen einen Eindruck zu machen anfangen, die anfangs keinen machten, indess zugleich der ästhetische Eindruck der gröbern Bestimmungen und niedern Beziehungen zurücktritt.

So tritt schon für den Weinkenner allmählig der plumpe Geschmack an Spiritus und Süßigkeit zurück und wird er dafür um so empfänglicher für die feinem Bestimmungen des Geschmackes; der Gourmand macht sich nichts mehr aus den Klössen, die unsern

öffentlichen Speiseanstalten einen verdoppelten Zudrang verschaffen, und weiss dafür um so besser die richtige Mischung eines Klösschens zu würdigen. So wurde Rumohr ein Richter des culinaren Geschmacks. Was aber hier für den sinnlichen Geschmack gilt, gilt ganz entsprechend für den Geschmack in höheren Gebieten. Dadurch hauptsächlich unterscheidet sich der Geschmack des höher Gebildeten und gebildeter Zeiten und Völker vom Geschmack des Kindes, des Bauern, der rohen Zeit und Nation. Das Gefallen am grellen Contrast, am grellen Roth, am buntemaltem Bilderbogen, der bunten Puppe tritt mit wachsender Bildung zurück, und feinere und höhere Beziehungen, die den unentwickelten Geschmack gar nicht berühren, fangen an, den Haupteindruck zu bestimmen. Endlich verlangt der Gebildete von jedem Werke, das ihm gefallen soll, dass sich alle Beziehungen desselben in einer höchsten Beziehung, einer Idee verknüpfen, die das Kind, der Wilde gar nicht aufzufassen vermag.

Wie in der bildenden Kunst, so in der Musik. Dem Ohre der rohesten Völker gefällt am besten die rauschendste, im einfachsten Wechsel sich bewegende Musik, die ihren Sinn am stärksten afficirt; dem Kinde, das vom Jahrmarkt kommt, gefällt das Geschmetter seiner kleinen Trompete besser, als eine Beethovensche Sonate; aber auch den Musikverständigen vergangener Zeiten gefielen noch einfachere melodische und harmonische, das Wohlgefallen so zu sagen auf dem Teller präsentirende, Gänge besser als solche, welche ein höheres Wohlgefallen aus weiter sich verzweigenden und damit höher sich steigernden Beziehungen und der Auflösung entschiedener Disharmonieen schöpfen lassen. Nach Massgabe aber, als diese zu gefallen anfangen, hören jene einfachen Tongänge auf zu befriedigen, erscheinen unbedeutend, langweilig, beschäftigen nicht mehr und gefallen darum nicht mehr. Wenn früher Octaven-, Quinten-, Quartenfolgen wohlgefällig erschienen, Terzen- und Sextenfolgen vermieden wurden, so lässt sich das wohl daraus erklären, dass Octaven, Quinten, Quarten die einfachst möglichen, an sich fasslichsten Tonverhältnisse sind, welche für sich am meisten consoniren. So lange man nun noch nicht so geübt in Auffassung musikalischer Beziehungen war, als jetzt, brachte auch die Vervielfältigung des wohlgefälligen Eindruckes der einzelnen Consonanz eine Steigerung des Effects hervor, welche noch nicht so wie jetzt durch ein Missfallen an der monotonen

Wiederkehr derselben überwogen wurde. Kurz die Wiederholung des Wohlgefälligen überwog noch das Missfällige der Wiederholung.

Fünftens. Nach Verschiedenheit der Umstände, unter denen die Menschen leben, und der verschiedenen Zeiten, in denen sie leben, associirt die Erfahrung für sie Verschiedenes an Dasselbe, oder Dasselbe an Verschiedenes, wodurch den Einen etwas unter wohlgefälligen, den Andern unter missfälligen Beziehungen erscheinen kann. Gewöhnung und Uebung gehen damit meist Hand in Hand oder nehmen ihren Ausgang davon.

Die Mode giebt hiezu die augenfälligsten Belege. Rufen wir uns das Beispiel der Perücke zurück. Wie kam doch der Geschmack vergangener Zeiten daran zu Stande? Der Eindruck, den sie durch ihre blosse Form und Farbe macht, will so viel als gar nichts sagen, und wie hätte man sich daran gewöhnen sollen, ohne einen Anlass zur Gewöhnung. Man sagt: die Perücke wurde erfunden, um die Kahlköpfigkeit eines Königs zu decken. Hätte statt eines Königs ein Bauer seinen Kahlkopf damit bedeckt, nimmer würde sie Mode geworden sein; nun aber associirte sich an die Perücke etwas Königliches; und sei es auch, dass die Umgebung des Königs anfangs blos aus Schmeichelei ihn nachahmte, so fing doch von da an sich der Eindruck der Vornehmheit, der Würde, des Reichthums ihrer Träger an ihren Anblick zu knüpfen und vom Kreise der Hofleute aus immer weiter darüber hinaus zu strahlen. Anfangs hatten die Perücken nur die bescheidene Grösse, die ihnen ihr erster Zweck verlieh, und wuchsen dann als äusseres Zeichen für Grösse, Würde, wie ein Keim, wenn er einmal eine gewisse Richtung genommen hat, dann bis zu gewissen Gränzen immer weiter wächst; damit wuchs zugleich ihr ästhetischer Eindruck. Und wir sahen, dass dieser Eindruck sich beim Kinde sogar bis zum Eindruck des Göttlichen steigerte. An sich hat doch die Perücke nichts Göttliches; sie konnte diesen Eindruck nur der Association verdanken. Hienach trugen Gewöhnung und Uebertragung bei, ihr denselben zu sichern, aber hätten ihn ohne Association von vorn herein nicht hervorrufen können. Und so kann man vielleicht überhaupt sagen, dass die meisten Wandlungen des Geschmacks schliesslich von Ursachen abhängen, die gar nicht in das Gebiet des Geschmackes gehören, durch Vermittelung der Association aber in dasselbe eintreten und sich durch Gewöhnung und Uebertragung festigen und fortpflanzen.

In ähnlicher Weise hat sich bei den Chinesen der Eindruck der Vornehmheit, des Reichthums, der Würde ihrer Träger an die Klumpfüsse ihrer Damen, die dicken Bäuche und langen Nägel ihrer Mandarinen geknüpft. Dem Chinesen ist diese Association so geläufig geworden, dass er die Ehrerbietung, die er Vornehmen zollt, zum Theil nach der Dicke ihres Bauches abmisst und sogar seine Götzen mit einem dicken Bauche bildet; kurz der dicke Bauch ist ihm eine Idealform geworden, in deren Anschauen ihn ein Gefühl von Macht und Grösse, ja wohl, wenn der Bauch irdische Gränzen überschreitet, ein Gefühl von göttlicher Erhabenheit überkommt. Die Schlankheit des Apoll von Belvedere würde ihm nur Dürftigkeit erscheinen; ganz unwillkürlich würde sie ihm die Vorstellung erwecken, er sehe jemand von niedrer Klasse vor sich, der nicht Reichthum, Macht und Rang genug habe, um sich gemächlich zur Ruhe zu setzen und seines Bauches zu pflegen; er würde nur etwa einen Menschen darin finden können, der eifrig seinem Erwerbe nachläuft, weil der Chinese selbst aus andern Gründen nicht zu laufen pflegt.

So sehr der Geschmack des Einzelnen im Allgemeinen durch Uebertragung vom herrschenden Geschmack beeinflusst wird, kommt es doch oft genug vor, dass Solche, die dem Kunstleben ferner stehen, durch davon abseits liegende Anlässe der Association, denen sie im Leben unterliegen, mit dem herrschenden Kunstgeschmack in vollen Widerspruch treten. Mag uns in folgender Einschaltung die Dresdener sixtinische Madonna, dieses schönste Bild der Welt, ein paar Beispiele dazu liefern.

Ein Militär äusserte nach einem Besuche der Dresdener Gallerie, ihm habe die Madonna doch nur den Eindruck einer besoffenen Bauernmagd gemacht. Natürlich, er hatte bisher nur Bauermägde barfuss und in blossen Kopfe gehen sehen, und wahrscheinlich den Ausdruck eines Erhabenseins über das Irdische nur als Folge des Besoffenseins gesehen. — Vor demselben Bilde wurde der, durch populär-medicinische Schriften bekannte, Dr. B. gefragt, wie ihm das Bild scheine. Das Kind fixirend sagte er: »Erweiterte Pupillen! hat Würmer, muss Pillen nehmen.« Seine Lebensgewohnheit liess ihn eben in dem Christkinde nur ein wurmkrankes Kind sehen. — Einen andern mir bekannten Arzt hörte ich von den beiden Engeln am untern Rahmenrande sagen: wenn seine Kinder sich so fleghaft auflehnten, so würde er sie mit den Armen auf den Tisch aufstossen; und eine kleine Engländerin äusserte von denselben Engeln, sie müssten wohl keine governess gehabt haben.

4) Principien des guten oder richtigen Geschmacks.

Unstreitig lassen sich für die Entstehung jedes Geschmackes Erklärungsgründe unter den vorigen Kategorieren finden, natürlich aber reicht es nicht hin, seine Entstehung erklärt zu haben, um ihn damit auch gerechtfertigt zu haben, wenn wir nicht alles Entstandene und hiemit jeden Geschmack für zu Recht bestehend erklären wollen; denn alles Entstandene hat Gründe der Entstehung. Und was ist es nun endlich, was uns den einen Geschmack billigen, den andern verwerfen lassen, überhaupt einen besseren von einem schlechteren unterscheiden lassen kann?

Im Grunde ist der Gesichtspunct davon sehr einfach, fast selbstverständlich; nur die Anwendung meist zu schwierig. Der Massstab der Güte eines Geschmackes ist eben nur der allgemeine Massstab der Güte, d. h. es handelt sich dabei nicht blos darum, ob etwas unmittelbar gefällt oder missfällt, Lust oder Unlust in der Gegenwart giebt, das ist die Thatsache des Geschmackes, sondern ob es gut ist, dass es gefällt oder missfällt, d. h. ob das Wohl, das Glück, im höhern Sinne das Heil der Menschheit im Ganzen vielmehr durch solche Weise des Gefallens oder Missfallens gewinnt als verliert, denn danach beurtheilt sich die Güte, der Werth der Dinge. Nun trägt freilich zum gegenwärtigen Wohlbefinden jedes Gefallen überhaupt bei, und hat das bei Beurtheilung des Geschmackes mit zu wiegen, weil die Gegenwart mit den Folgen zugleich im Masse der Güte zu wiegen hat; aber wie oft wird die gegenwärtige oder selbstische Lust von nachtheiligen Folgen im Ganzen überwogen oder tritt in schlimmem Zusammenhange auf; also gilt es bei Beurtheilung des Geschmackes auch auf die Folgen und Zusammenhänge seines Daseins und seiner Bildung Rücksicht zu nehmen, kurz gesagt, überall zu fragen, ob etwas Gutes bei dem und jenem Geschmack herauskommt.

Wer stumpf gegen Lustquellen, die in der Natur und Kunst liegen, bleibt, oder von dem, was mehr Lust zu geben vermag, doch weniger Lust empfängt, bringt bei Gleichsetzung der Folgen und Zusammenhänge eine Lustlücke oder einen Lustverlust in die Welt. Da ist ein Fehler seines Geschmackes. Aber das kehrt sich bei Rücksicht auf die Folgen und Zusammenhänge oft um. Was dem Menschen gefällt, sucht er zu besitzen, zu erzeugen, nachzuschaffen, und wie er gesinnt ist, sucht er Andre gesinnt zu machen. Das Gefallen an manchen Dingen ist überhaupt nur mit einer werth-

volleren gedeihlicheren Einrichtung, Bildung, Stimmung des Geistes möglich, als mit andern, und kann zu einer werthvolleren oder minder werthvollen Einrichtung der Aussenwelt führen. Was überhaupt der Verstand durch Ueberlegung als das Zweckmässigste, das Beste im Ganzen erkennt, soll dem Gefühl unmittelbar so erscheinen und demgemässe Antriebe und Stimmungen wecken.

Sei es nun ein Gegenstand der Mode, Kunst oder Natur, er wird sich immer aus dem Gesichtspunkte betrachten lassen, ob das Gefallen daran in vorigen Beziehungen gut oder nicht gut ist, und, insofern wir uns darüber zu entscheiden vermögen, wird sich der Geschmack danach billigen oder verwerfen, der eine Geschmack dem andern vorziehen oder nachsetzen lassen.

In unzähligen Fällen nun werden wir eine solche Abwägung zu schwierig finden, um ein entscheidendes Resultat zu geben. Dann leistet uns das Princip nichts weiter, als dass es uns weise genug macht, uns des Urtheiles zu bescheiden. Und diese Weisheit und Bescheidenheit ist in unser Gefühl selbst übergegangen, wenn es so oft nicht wagt sich zu entscheiden, wir nicht sagen können, ob uns etwas gefällt oder nicht gefällt, indess wir doch wissen oder fühlen, dass es ein Gegenstand des Gefallens oder Missfallens ist. Aber in manchen Fällen ist doch auch das Urtheil nach dem Massprincipe der Güte leicht, wenigstens mit relativer Sicherheit, zu fällen, und jedenfalls ist jede Abwägung danach vorzunehmen, jeder Streit auf dieser Grundlage zu führen, falls man streiten will.

Wenn den Chinesen an ihren Damen verkrüppelte Füße, an ihren Würdenträgern und Götzen dicke Bäuche gefallen, so möchte man immerhin in Zweifel sein, ob dieser Geschmack nicht unmittelbar eben so lustgebend für sie als für uns der gegentheilige ist; doch wird ihr Geschmack schlechter als unsrer und überhaupt schlecht zu nennen sein, weil ein Geschmack, der am Ungesunden, Nachtheiligen Wohlgefallen finden lässt, die Vorstellung der Würde und Erhabenheit an sinnliche Fülle und Schwere knüpfen lässt, zu keinen guten Folgen führt und mit keinem guten Sinne zusammenhängt. Um so mehr sind alle unsittlichen Darstellungen von schlechtem Geschmack. Sie mögen dem und jenem gefallen, ja unmittelbar so viel Lust gewähren, als dem Sittlichen sittlichere Darstellungen; aber es ist nicht gut, dass sie ihm gefallen, und eben darum nennen wir seinen Geschmack einen

schlechten. Der Mensch soll seinen Geschmack nicht so bilden, dass daraus Nachtheile für die gesunde und zweckmässige Führung seines Lebens und vollends für die Moralität daraus hervorgehen; und er kann ihn so bilden, dass es nicht der Fall ist. Und nicht nur ist jeder Geschmack zu verwerfen, der eine solche Schuld auf sich ladet, sondern auch jeder, der nur durch eine solche Schuld möglich wird, weil es nicht der Fall sein kann, ohne dass er sie verstärkt.

Mit allem Unsittlichen, Ungesunden ist alles Unpassende, Unächte, innerlich Unwahre vom guten Geschmacke zu verwerfen, und zwar aus dem doppelten Gesichtspuncte, dass es nicht gut für den Geist ist, Gefallen am Widerspruchsvollen der Art zu finden, und nicht gut für die Welt, sich Solches gefallen zu lassen; denn über Kurz oder Lang, wenn nicht im einzelnen Falle, aber in der allgemeinen Ordnung der sittlichen und intellectuellen Welt setzt sich die Unwahrheit, der innere Widerspruch in Nachtheile für das innere oder äussere Wohl des Menschen um.

In allen solchen Fllen erscheint die Entscheidung über den Vorzug des Geschmackes leicht; so leicht aber ist sie nicht immer. Sollte ich z. B. entscheiden, ob die Perücke oder unser heutiger steifer Hut, ob der Zopf am Kopfe im vorigen Jahrhundert oder die zwei Zöpfe am Frack des jetzigen Jahrhunderts geschmackvoller oder geschmackloser wären, so würde ich es nicht wagen. Um wie viel zusammengesetzter und schwieriger abzuwägende Rücksichten aber kommen im Allgemeinen in Frage, wenn es gilt, in höheren Gebieten des Geschmackes zu entscheiden, welche Weise des Empfindens die werthvollste im Ganzen ist. Nicht, dass uns das Princip in diesen höheren Gebieten überhaupt im Stiche liesse, wir werden noch viel Massgebendes daraus schöpfen können; aber ein Hauptvortheil des Principes wird doch immer der sein, uns Bescheidenheit des Urtheiles zu lehren.

Ueberhaupt in allen den unzähligen Fällen, wo sich Conflict zwischen verschiedenen ästhetischen Rücksichten geltend machen, wird es zwar leicht und einfach sein, extreme Einseitigkeiten und eine Bevorzugung sichtlich untergeordneter Rücksichten vor übergeordneten als wider den guten Geschmack zu verwerfen; aber es wird nicht nur unmöglich sein, den Punct der besten Abwägung dazwischen genau festzustellen, sondern auch nöthig, eine gewisse Breite oder Freiheit darin als noch mit einem guten Geschmacke verträglich zuzulassen, ohne die Grenzen dieser Frei-

heit genau bestimmen zu können. Hierüber wird stets Streit ohne sichere Entscheidung möglich, und Vorsicht, sein subjectives Gefühl nicht für allgemein massgebend zu halten, nützlich sein.

Eine solche Vorsicht aber wird zur ästhetischen Pflicht durch die Betrachtung, einerseits, dass eines Jeden Geschmack sich doch nur unter bestimmten zeitlichen und örtlichen Verhältnissen hat bilden können, und nach deren Besonderheit besondern Uebertragungsverhältnissen unterlegen hat, andererseits dass auch zu verschiedenen zeitlichen und örtlichen Verhältnissen wirklich Verschiedenes passt, und hienach Verschiedenes im Sinne eines richtigen Geschmackes sein kann. Lassen wir ein früher angeführtes Beispiel in diesem Sinne sprechen.

So wunderlich und absurd uns der Bencoolensche Baugeschmack erscheinen mag, so lässt sich doch seine Entstehung nach dem Associationsprincip eben sowohl erklären, als nach unserm Princip der Beurtheilung des Geschmackes durch seine Güte rechtfertigen, und zwar ist in diesem Falle mit der Erklärung die Rechtfertigung fast von selbst gegeben.

Die Weise, wie man in Bencoolen baut, ist nämlich, wie sofort zu zeigen, für die Verhältnisse Bencoolens die zweckmässigste, hiemit beste. Das Gefühl für diese Zweckmässigkeit hat sich bei den Einwohnern Bencoolens an den Anblick ihrer Bauwerke associirt, durch Gewöhnung und Uebertragung befestigt, und trägt damit eben so viel bei, sie ihnen schön erscheinen zu lassen, als bei uns die Zweckmässigkeit durch Association dazu beiträgt. Wollten sie so bauen, wie wir, so wäre das eben so absurd, und ihr Geschmack, der sich darauf eingerichtet hat, eben so absurd zu nennen, als wenn wir bauen wollten, wie sie. Jeder Geschmack muss sich darauf einrichten, das, was zu Zwecken bestimmt ist, auch nur wohlgefällig finden zu lassen, wenn es solche erfüllt.

Was zuerst die Erhebung der Häuser über den Erdboden anbelangt, so wird sie in Bencoolen durch mehr Zweckmotive gerechtfertigt, als wir für die meisten Einrichtungen unsrer Häuser aufweisen können. Zuvörderst bringt für das heisse Klima Bencoolens diese Einrichtung den Vortheil hervor, dass man, wenn man unter den Häusern fortgeht, sich stets im Schatten befindet, was in andern Städten heisser Climate mit grösserer Unbequemlichkeit für den Verkehr durch eine grosse Enge der Strassen erzielt werden muss. Da ferner die meisten Wohnorte des Landes an Flüssen

oder Seen liegen, welche öfters austreten, so werden die Häuser durch ihre Erhebung gegen die Nachtheile von Ueberschwemmungen geschützt. Endlich sind sie dadurch auch um so gesicherter gegen die Anfälle wilder Thiere, von denen namentlich die Tiger dort so häufig sein sollen, dass, wie ich mich erinnere gelesen zu haben, man es in Bencoolen fast für das natürliche Lebensende ansieht, von einem Tiger gefressen zu werden. Was uns also als abgeschmackter Einfall missfallen müsste, wenn es bei uns ausgeführt würde, weil es keinem Zweck entspräche, mithin keine lustvolle Association begründete, und selbst in Bencoolen noch missfallen muss, wenn wir nicht in Bencoolen erzogen sind, wird für die Einwohner Bencoolens selbst eine ganz andere Bedeutung erhalten. Ihnen sind die Häuser zugleich Sonnenschirme, wozu die Stützen die Stecken bilden, und nicht blos Wohnorte auf der Erde, sondern zugleich Zufluchtsorte, wodurch sie über Unheil, was sie von der Erde aus bedroht, hinweggehoben werden; und was beiträgt, diese Zwecke am Hause zu erfüllen, trägt auch bei, sie mit Wohlgefallen daran zu erfüllen und hat Recht dazu beizutragen.

Eben so wie die Erhebung der Häuser durch Stützen hat sich aber auch die Form der letztern ganz einfach als die selbst einfachste Weise, natürliche Zweckverhältnisse zu erfüllen, ergeben, und die griechische Säule ist in dieser Beziehung nicht gerechtfertigter als die Bencoolensche Stütze. In Bencoolen sind Erdbeben sehr häufig, der Steinbau daher überhaupt unmöglich; die Häuser sind leichte Holzhäuser; und es handelte sich also, um es kurz zu bezeichnen, bei den dortigen Bauten nicht darum, schwere Massen auf die Erde zu gründen, sondern leichte Massen in die Erde festzustecken, etwa wie man einen leichten Gegenstand an einem feststehenden mit Nadeln feststeckt, damit er durch die Erhütterung nicht abgeworfen werde. Die Nadeln werden nun hier durch Pfähle vertreten, die man in die Erde einrammt; Pfähle aber können ihrer Natur nach nur unten dünner als oben sein.

Was wir nun hier bei Beurtheilung des Bencoolenschen Baugeschmacks gethan, sollten wir eigentlich überall thun, wo es ein Urtheil über den Geschmack fremder Zeiten und Nationen gilt, uns in die Verhältnisse von Zeit und Ort versetzen, und zusehen, ob der Geschmack, der für unsere Verhältnisse nicht gerechtfertigt erscheinen mag, es nicht doch für die Verhältnisse der andern Zeit, des andern Ortes ist.

Es kann aber ein Geschmack, der für bestehende Verhältnisse gerechtfertigt ist, insofern als er das diesen Verhältnissen Angemessenste fodert, doch höhern Geschmacksforderungen insofern widersprechen, als diese Verhältnisse selbst nicht gerechtfertigt sind, und ein oft schwer zu entscheidender Conflict statt finden, wiewohl die näheren und hiedurch dringenderen oder die höheren allgemeineren Forderungen des Geschmackes zu befriedigen sind.

Jedenfalls bleibt über allen, nach Zeit, Ort und besondern Umständen wechselnden, Forderungen die oberste Forderung des guten Geschmackes in Kraft, nichts zuzulassen, was den allgemeinsten Principien des menschlichen Gedeihens widerspricht, hiemit nichts, was der körperlichen und geistigen Gesundheit, der Religiosität, Sittlichkeit, logischen Widerspruchslosigkeit widerspricht. Und hienach kann es der Fall sein, dass der Geschmack ganzer Zeiten oder Nationen nach dieser oder jener Hinsicht für schlecht zu erklären ist; und die Allgemeinheit eines Geschmackes in einer Zeit oder Nation verbürgt noch nicht seine Güte.

Man kann diess z. B. vom Geschmacke der Orientalen am Bilderschwulst in der Poesie sagen. Unstreitig bedürfte es nur andrer erziehender Einflüsse, um das, was in dieser Beziehung bei ihnen Mass und Sinn überwuchert, reich und doch schön wachsen zu lassen.

Weiter aber kann es auch der Fall sein, dass nicht nur die Verhältnisse, unter denen ein Volk lebt, berechtigte sind, sondern auch der Geschmack für diese Verhältnisse ein ganz berechtigter ist, ja nicht besser dafür sein könnte; und dass doch der Geschmack dieses Volkes aus gewissem Gesichtspuncte niedriger zu schätzen ist als der Geschmack eines andern Volkes, sei es, dass er weniger die Möglichkeit gewährt, das ästhetische Gefühl unmittelbar zu befriedigen, sei es, dass die gleich berechtigten Verhältnisse, denen sich der Geschmack beiderseits anpasst, doch nicht gleich werthvoll sind; jeder Geschmack aber ist nur im Zusammenhange mit den Verhältnissen, unter denen er besteht, zu beurtheilen.

So wird sich zwar den Einwohnern Bencoolens die Berechtigung, in Bencoolen zu leben und ihren Baugeschmack den Verhältnissen Bencoolens anzupassen, so wenig bestreiten lassen, als den Griechen in Griechenland zu leben und nach den Verhältnissen ihres Landes einzurichten; es lässt sich aber doch denken, dass der griechische Baugeschmack nicht nur eine grössere Mög-

lichkeit als der Bencoolensche gewährt, das ästhetische Gefühl unmittelbar zu befriedigen, sondern auch in Verhältnissen wurzelt und sich wechselseitig damit trägt und hält, welche eine gedeihlichere Entwicklung und Führung des Lebens überhaupt gestatten. Dann wird er bei nicht grösserer Berechtigung doch höher zu schätzen sein. Um so mehr wird das im Verhältniss zum Baugeschmack des Feuerländers und Grönländers gelten müssen.

Dass Güte des Geschmackes nicht nothwendig mit Feinheit und Höhe des Geschmackes zusammentrifft, ward schon früher im Allgemeinen bemerkt. Leicht nämlich kann es geschehen, dass das Gefallen an feineren Bestimmungen und höheren Beziehungen, sofern es sich überall nur auf Kosten des Gefallens an minder feinen und hohen entwickeln kann, grössere Kosten in dieser Hinsicht macht, als es einträgt, dazu den Menschen in missstimmende Verhältnisse zu den für ihn nicht hoch genug geschraubten und fein genug gefaserten Menschen und Dingen, mit denen er zu verkehren hat, setzt. Dann hat man das, was man als Ueberfeinerung, Ueberbildung des Geschmackes vielmehr tadelt als lobt.

Hiegegen wird man den Geschmack eines Kindes, was grösseres Gefallen an seinem bunten Bilderbogen als einem Raphaelschen Gemälde findet, folgerechterweise vielmehr einen Geschmack von niedrer Stufe als einen schlechten Geschmack zu nennen haben, obwohl der Sprachgebrauch diese Folgerichtigkeit nicht immer einhält. Würde es doch nicht frommen, wenn dem Kinde umgekehrt das Raphaelsche Bild besser als sein Bilderbogen gefiele, weil mit solcher vorzeitigen Entwicklung sich keine gedeihliche Entwicklung verträge; man würde hier einen für die Kindesstufe überbildeten Geschmack zu sehen haben. Nur für einen Erwachsenen, der Anspruch macht, auf der Höhe der Bildung seiner Zeit und Nation zu stehen, würde der kindische Geschmack als ein schlechter anzusehen sein, indem natürlich zur Güte des Geschmackes bei Jemand, der nach Alter, Stand und Nationalität einer höhern und feinern Bildungsstufe angehört, auch gehört, dass sein Geschmack in Höhe und Feinheit damit zusammenstimme. Hier wächst in der That die Güte des Geschmackes bis zu gewissen Gränzen mit seiner Höhe und Feinheit, indess sie doch darüber hinaus durch Ueberbildung und Ueberfeinerung des Geschmackes wieder abnehmen kann.

Den Geschmack in objectivem Sinne (S. 233) verstanden, lässt ein in einer gewissen Zeit, einer gewissen Ausdehnung herrschender Geschmack sich bis zu gewissen Gränzen schon dadurch rechtfertigen, dass er ein anderer ist, als der in der eben vergangenen Zeit oder dem nachbarlichen Raume herrschende Geschmack. Denn der Mensch bedarf, um nicht gegen gegebene Quellen der Wohlgefälligkeit abgestumpft zu werden, des Wechsels derselben; und möchte man also auch den antiken Geschmack in bildender Kunst, Architektur, Kunstindustrie allgemein gesprochen jedem andern vorziehen, so müsste man doch zeitliche und örtliche Abweichungen von demselben gestatten, die, obwohl bei Gleichsetzung alles Uebrigen minder vortheilhaft, doch eben nur durch den Wechsel mit dem antiken zeitlich und örtlich vortheilhafter würden. Indessen bedarf die Anwendung dieses Principes grosser Vorsicht und wird durch ein gegenwirkendes Princip beschränkt.

Im Allgemeinen wechseln die Verhältnisse, mit welchen der Geschmack in Beziehung zu treten hat, schon von selbst so sehr nach Zeit und Ort, dass hiemit auch von selbst Abänderungen in den Foderungen des Geschmackes eintreten, welche dem Bedürfniss des Wechsels entsprechen, ohne dasselbe unabhängig davon zu berücksichtigen. Also wird das Bedürfniss des Wechsels nur insofern massgebend sein können, als die übrigen Umstände, welche die Foderungen des Geschmackes bestimmen, die Wahl zwischen Forterhaltung und Wechsel freilassen, oder Vortheile, welche verschiedene Geschmacksrichtungen nach verschiedenen Seiten darbieten, im Wechsel zur Geltung gebracht werden sollen. So hat der Baugeschmack im Spitzbogenstil und im Rundbogenstil jeder seine Vortheile und Vorzüge; man wird beiden gerecht und erfüllt damit zugleich das Bedürfniss des Wechsels, indem man nicht einen von beiden einseitig bevorzugt. So wird selbst der chinesische Baugeschmack seine Stelle finden können. Durch kein Bedürfniss des Wechsels aber könnte auch nur zeitlich oder örtlich ein Baustil gerechtfertigt werden, der den Bedingungen der Haltbarkeit und überhaupt Zweckmässigkeit widerspricht.

Liegt nun schon eine sehr allgemeine Beschränkung des vorigen Principes darin, dass überhaupt nicht vom Guten zum Schlechten gewechselt werden soll, so beschränkt sich dasselbe noch specieller und directer durch folgendes, ihm geradezu entgegengesetzt lautendes, doch nur scheinbar widersprechendes, Princip: ein, in

einer gewissen Zeit oder Ausdehnung herrschender Geschmack kann sich bis zu gewissen Gränzen schon dadurch rechtfertigen, dass er mit dem Geschmache der eben vergangenen Zeit oder im benachbarten Raume übereinstimmt. Aber wie verträglich diess Princip mit dem vorigen? Erstens macht sich nach der subjectiven Einrichtung des Menschen das Bedürfniss des Wechsels von Eindrücken, die nicht unmittelbar missbehaglich sind, erst geltend, wenn ein gewisses Mass der Forterhaltung überschritten ist; zweitens aber erhalten sich auch immer objectiv durch benachbarte Zeiten und Räume gewisse Bedingungen fort, wodurch gemeinsame Forderungen an den Geschmack gestellt werden.

Wie sich nun beide Principe in jedem besondern Falle gegen einander abzuwägen haben, kommt auf die subjectiven und objectiven Bedingungen des Falles an, und es kann im Sinne unsers allgemeinsten Principes nur die Regel gegeben werden, dem Conflict beider Principe dadurch Rechnung zu tragen, dass die Vortheile sowohl der Forterhaltung als des Wechsels möglichst ausgenutzt, also von einem zum andern nur nach Massgabe des eintretenden Uebergewichts fortgeschritten werde.

Nach Allem also giebt es über alle, früher (S. 246 f.) flüchtig berührten, Principe der Beurtheilung der Güte des Geschmacks hinaus ein einziges, an sich völlig und überall durchschlagendes, in dem alle jene Principe zusammentreffen, so weit sie triftig sind, und was ihren Conflict entscheidet, so weit sie nicht zusammentreffen; alle aber sind doch bis zu gewissen Gränzen triftig, und treffen doch nicht überall zusammen. Nur dass es den Nachtheil so vieler an sich triftigen Principe theilt, dass es leichter aufzustellen als anzuwenden ist, weil es eine Abwägung fodert, zu der uns die genaue Kenntniss der Gewichte fehlt. Diess Princip hängt mit der Grundbeziehung des Schönen zum Guten zusammen (vergl. S. 46. 49), und lautet kurz, im Grunde selbstverständlich, und darum scheinbar trivial:

Der beste Geschmack ist der, bei dem im Ganzen das Beste für die Menschheit herauskommt; das Bessere für die Menschheit aber ist, was mehr im Sinne ihres zeitlichen und voraussetzlich ewigen Wohles ist.

einer gew
sich bis
dass er m
nachbarte
cip mit de
richtung d
die nicht
gewisses
erhalten s
Räume ge
an den Ge

Wie
einander
tiven Bedi
gemeinste
beider Pr
sowohl de
also von
Uebergew

Nach
berührten
hinaus ein
in dem all
und was
treffen; al
treffen do
so vieler
stellen als
uns die ge
mit der
(vergl. S.
und darun

Der
das Best
sere für
ihres z
les ist.

geschmack kann
rechtfertigen,
Zeit oder im be
sich diess Prin
subjectiven Ein
on Eindrücken,
tend, wenn ein
zweitens aber
arte Zeiten und
me Foderungen

ern Falle gegen
iven und objec
nne unsers all
n, dem Conflict
s die Vortheile
st ausgenutzt,
es eintretenden

246 f.) flüchtig
s Geschmackes
schlagendes,
sie triftig sind,
cht zusammen
zen triftig, und
s den Nachtheil
leichter aufzu
fodert, zu der
s Princip hängt
ten zusammen
ostverständlich,

n im Ganzen
nt; das Bes
hr im Sinne
wigen Woh

